

ABTPRIMAS
NOTKER WOLF

Seien Sie unbesorgt!

Vorschläge für ein erfülltes Leben

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2012
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

© 2009 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Katrin Krips-Schmidt, Berlin

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: SZ Photo / Friedrich, Brigitte

Fotos: Hans-Günther Kaufmann

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78526-3

2 4 5 3 1

Inhalt

Vorwort	7
Ich: Bei sich wohnen	11
<i>Aufbrechen und loslassen</i>	13
Die Welt der zu vielen Möglichkeiten	13
Am Anfang steht das Suchen	15
Verzichten und neu bei Gott ankernd	20
<i>Eine andere Zeit leben</i>	25
Die Endlichkeit der Zeit im Christentum	25
Eine Struktur im Tageslauf bringt eine Struktur ins Leben	29
<i>Schweigen</i>	37
Eine Welt des Lärms und des Plapperns	37
Wie wir schweigen können	41
<i>Zuhören</i>	49
Zuhören ist lieben	49
Gehorsam nimmt keine Freiheit, sondern schenkt sie	53
<i>Sich sammeln: Die Versenkung in Gott</i>	58
<i>Beten – auf Gott hören</i>	64
Beten heißt: Nicht alles steht in meiner Macht	64
Für das gemeinsame Gebet	72
Wir: Zusammenhalten	77
<i>Sich binden und bleiben</i>	79
Die ewige Sehnsucht nach Heimat	79
Die »Werkzeuge der geistlichen Kunst«	84
Die spirituelle Heimat neu entdecken	89
<i>Sich zurücknehmen</i>	94

Benedikts Lehre vom rechten Maß	94
Zu viel und zu wenig Arbeit	99
Das rechte Maß gibt Freiheit	106
<i>Führen</i>	112
Distanz zur Macht: Sich von der Selbstsucht befreien ..	112
»Eine schwierige und mühevoll e Aufgabe«:	
Sich um jeden sorgen	119
»Er hasse die Fehler, er liebe die Brüder«:	
Streiten und Konflikte lösen	123
Sich beraten	145
<i>Gemeinschaft pflegen</i>	154
An sich arbeiten	154
Feiern	162
Das gemeinsame Mahl	167
Über alle Altersgrenzen hinweg	172
Der Tod ist nicht das Ende	178
 Wir und ihr: Für die Welt da sein	 189
<i>Dorthin gehen, wo es weh tut</i>	191
<i>Die Schöpfung bewahren:</i>	
<i>Vom mönchischen Leben mit der Natur</i>	194
<i>Musik als Antwort auf Gott</i>	206
Wie wir Gott loben können	211
Die zweckfreie Schönheit der Kunst	214
<i>Willkommen heißen</i>	220
Nie wieder Bethlehem!	220
Krankenpflege als Dienst an Christus	223
Die Rückkehr der Klostermedizin	229
<i>Hinausgehen</i>	235
Die <i>stabilitas loci</i> als Ausgangspunkt der Mission	237
Kennenlernen, nicht gleichreden	244
Dialog mit dem Islam	251

Vorwort

Es freut mich, dass Sie gerade dieses Buch in die Hand genommen haben, und ich hoffe, Sie werden nicht enttäuscht: Sie werden mit diesem Buch weder »Spanisch in 24 Stunden« lernen noch »Glücklich sein in einer Woche«; und Sie werden auch nicht erfahren, welche Städte, Kneipen und Strände Sie bis zu Ihrem Tod gesehen haben müssen. Stattdessen wird Ihnen ein in die Jahre gekommener Mönch und Abt aus seinem Leben und von einer Mönchsregel erzählen, in der wenig von Party, aber viel vom Gebet und wenig von Sex, aber viel von Liebe zu Gott die Rede ist.

Ich bin nicht der erste Mönch, der auf die Idee kommt, unsere alte Mönchsregel freizulegen und neu zu ergründen. Nein, es gibt sogar sehr viele Bücher über das Leben der Mönche und viele schöne Bildbände – aber selten gehen diese Bücher über Äußerlichkeiten hinaus. Nein, die Mönche haben keine hohen Mauern um ihre Klöster, damit sie bis ans Ende der Zeiten ihre Ruhe haben, die Mauern dienten zum Schutz; und unsere Mönchsgewänder haben nicht deshalb Kapuzen, damit wir uns immer und überall von der Außenwelt abschotten können, sondern sie sind eigentlich ein simpler Regenschutz. Dieses Buch wird Ihnen sicher auch im Alltag helfen, aber es bleibt nicht dabei stehen. Denn mein wichtigster Tipp ist nicht: Stehen Sie morgens um fünf Uhr auf, wie es die Mönche tun. Sondern: Seien Sie neugierig auf das Wesentliche im Leben, und seien Sie offen für Gott. Denn unser Herz, so hat der Kirchenvater Augustinus geschrieben, kommt erst dann zur Ruhe, wenn es bei Gott angelangt ist. Ich hoffe, damit auch eher dem gerecht zu werden, was Benedikt wollte, als er die Regel zusammenstellte: Benedikt hat keinen Wellness-

Ratgeber geschrieben, sondern einen Routenplaner auf dem Weg zu Gott.

Täglich überfordern uns die Zahlen getöteter oder in Booten übers Meer gekommener Menschen – die Insel Lampedusa in Italien wird geradezu überschwemmt. Wir sehen das alles, aber wir nehmen es nicht wahr, lassen es nicht bis in unser Herz kommen. Wir können nicht die Probleme der Welt lösen, aber wir sind eher in der Lage dazu, wenn wir in jedem Menschen wieder das Abbild Gottes erkennen. Wenn Sie später einmal krank sind, möchten Sie dann von einem kürzlich in Japan erprobten Pflegeroboter behandelt werden? Ist es ein Beispiel von Weltläufigkeit, wenn immer weniger Politiker noch sagen: »So wahr mir Gott helfe«, oder schlummert darin nicht der Dünkel der Allmacht? Und können wir friedlich mit Muslimen zusammenleben, wenn wir gar nicht mehr verstehen, wie man so tief gläubig sein kann? Wenn wir unseren liebenden Gott vergessen, werden wir nicht frei, sondern unmenschlich.

Benedikt war kein Hellseher, und er hat unsere Probleme im 21. Jahrhundert nicht vorhersehen können. Manches in der Regel wird Ihnen gegen den Strich gehen, etwa wenn von »Gehorsam« die Rede ist. Doch ich bitte Sie, lassen Sie sich darauf ein, Benedikt richtig zu verstehen. Nicht umsonst schreibt er am Anfang: »Höre auf die Worte des Vaters, und neige das Ohr deines Herzens.«

Die Benediktregel hat sich seit 1500 Jahren bewährt, und derzeit leben 25 000 Benediktiner und Benediktinerinnen weltweit nach ihr. Neigen wir gemeinsam das Ohr, suchen wir und entdecken wir, was wir von den Mönchen – natürlich auch von den Nonnen und Schwestern – lernen können.

Wenn Sie sich das Titelblatt anschauen, dann sehe ich dort sehr beschwörend aus, als wollte ich sagen: »Mensch, macht

euch das Leben nicht so schwer, macht's wie ich.« Aber auch die Mönche lernen, seit Jahrhunderten – und wir haben immer noch Fragen. Ich sehe mich weniger als Lehrer denn als einen Suchenden unter Suchenden. Nur wer Fragen hat und den Aufbruch wagt, der wird zu sich, zu Gott und zu den anderen Menschen finden.

Rom, im Frühjahr 2009
Notker Wolf OSB, Abtprimas

ICH:
Bei sich wohnen

AUFBRECHEN UND LOSLASSEN

Die Welt
der zu vielen Möglichkeiten

Es gibt zwei Produkte der vergangenen zehn Jahre, die mich besonders verstören. Das eine sind Kaffeebecher, an denen sich jeden Morgen in den Bahnhöfen dieser Welt Tausende Menschen zunächst die Hände und dann den Mund verbrennen, mit den Bechern durch die Gegend laufen, telefonieren und dann wieder einen Schluck nehmen und so tun, als wäre das ein besonders schöner Beginn des Tages. Die andere Erfindung sah ich kürzlich in einer Werbung. Dort wurde ein Gerät angepriesen, das einem Muskeln schenkt, ohne dass man sich dafür bewegen muss. Dabei legt man zwei Sensoren auf die eigene »Problemzone«, und durch Stromstöße werden dabei die Muskeln bewegt. In der Werbung sah man Männer, die fernsehen, und Frauen, die telefonieren. Beunruhigend an den beiden Erfindungen finde ich nicht die Gefahr für den Körper – verbrannte Zunge oder Muskelkater –, sondern dass man alles gleichzeitig machen soll: Kaffee »genießen«, laufen, telefonieren; Sport treiben, fernsehen, telefonieren. Tausende weitere und viel bessere Beispiele gibt es, mit denen uns die Werbung oder wir uns selbst einreden, was wir alles leisten müssen, am besten natürlich alles gleichzeitig. Den Druck geben Eltern schon an ihre Kinder weiter, die sie sorgenvoll anschauen, wenn sie überlegen, ob sie sie in einen englischsprachigen Kindergarten schicken sollten, nun ja, wegen des Lebenslaufes. Längst gibt es nicht mehr nur ein

Land der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern wir sind bereits eine Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, die uns an jeder Straßenecke anzuschreien scheint: Dies und das und jenes mußt oder kannst du machen, um besser, schöner, erfolgreicher, intelligenter und glücklicher zu werden – wann machst du es endlich? Der Wahn der absoluten Machbarkeit macht uns verrückt.

Doch natürlich gibt es auch längst eine Gegenbewegung. Der Markt des Alles-Habens und Alles-Machens hat einen Markt des Entspannens und Zu-sich-Findens hervorgebracht. Wir trinken sündteure Joghurts, die uns ausgleichen sollen; wir machen Wellness-Kuren und »schalten einfach mal ab« und »lassen die Seele baumeln« und »finden wieder ganz zu uns«; Müsliriegel, Schaumbäder und Buddha-Figuren am Spielfeldrand des FC Bayern München entspannen oder vernebeln uns die Sinne. Auch das kann zur Sucht werden, ständig nach Entspannung zu suchen und sie doch nicht zu finden: Das ist dann der sogenannte »Freizeitstress«. Wenn jemand »Freizeitstress hat«, heißt das, abgesehen von den Lasten seiner Arbeit empfindet er auch noch das Leben nach der Arbeit, die Stunden der Zerstreuung oder der Muße, nur noch als Last. Wie kann man dann überhaupt jemals zur Ruhe kommen?

Leider sind übertriebener Stress und Entspannung auf Knopfdruck kein Nullsummenspiel – das eine gleicht das andere nicht aus, also jagen wir weiter nach unserer Mitte. Es wird Sie nicht überraschen, dass ich als Mönch und Priester sage, ich bin überzeugt davon, dass wir über uns hinausschauen müssen, um zur Mitte zu finden, hinaus aus unserem Alltag zu Gott. Wenn wir einsehen, dass wir nicht alles vermögen, und uns mit dem zufriedengeben, was unser Leben uns schenkt, dann sind wir dem ach so ersehnten »inneren Gleich-

gewicht« am nächsten. Um es mit dem Titel eines Buches zu sagen: »Es muss doch mehr als das alles geben!«

Fast immer, wenn ich mein Heimatkloster Sankt Ottilien in Oberbayern oder andere Klöster auf der ganzen Welt besuche, sitzen da bei den Mönchen auch Männer – und bei den Nonnen Frauen – jeden Alters, die nicht unsere schwarze Ordenskleidung tragen. Sie wollten mal raus, sagen sie dann, aussteigen auf Zeit, zu sich selber finden. Manager sind darunter, Studentinnen, Handwerker, Künstler. Die Welt sei ihnen zu schnell geworden, der Stress zu groß, sie hätten gar nicht mehr gewusst, wo ihnen der Kopf steht, sagen sie. Sie wären griesgrämig und übel gelaunt durch die Welt gelaufen und hätten sich umso mehr in die Arbeit gestürzt.

Nun sitzen sie im Chor der Kirche und im Speisesaal, leben unseren Rhythmus und entdecken, dass sie hier hinter der Enge der Mauern gar nichts vermissen von der zurückgelassenen weiten Welt der unzähligen Möglichkeiten – im Gegenteil.

Die vermeintliche Enge des Klosters ist für sie zur Weite geworden, weil sie hier endlich suchen können, was das Geheimnis des Lebens ausmacht – und nicht nur mit dem Arbeits- und Freizeitstress des nächsten Tages beschäftigt sind.

Am Anfang steht das Suchen

Wenn man etwas im Internet sucht, benutzt man eine Suchmaschine. Wenn man in den Bergen ist und den weiteren Weg durch die Felsen sucht, benutzt man ein Fernglas. Aber was können wir benutzen, um in unserem Leben einen Sinn zu finden?

Früher hat man sich darüber keine Gedanken gemacht – die Religion, in meinem Fall der katholische Glaube, gehörte zum Leben dazu. Die Bauern arbeiteten auf dem Feld und legten um zwölf Uhr, wenn die Glocken läuteten, ihr Werkzeug zur Seite und beteten den »Engel des Herrn«. Das ganze Leben war vom Glauben umfungen. Und insofern war es für mich auch kein besonders revolutionärer Schritt, als ich mich nach gut katholischer Erziehung zu Hause und im Internat dazu entschied, ins Kloster einzutreten und Mönch zu werden. Natürlich habe ich auch mit mir gehadert – aber ein Kloster war damals noch nicht eine komplett andere Welt, sondern nur eine, in der man den Glauben und den Sinn noch etwas eindringlicher suchte als draußen vor den Mauern.

Ich bin letztlich im Kloster gelandet, weil ich eines Tages auf dem Dachboden meiner Eltern herumstöberte, ich war damals vierzehneinhalb Jahre alt. Da fiel mir eine Nummer der »Katholischen Missionen«, einer Zeitschrift über die Verbreitung des Glaubens in der Welt, in die Hand. Ich blätterte darin, dann begann ich zu lesen: »Das Leben des Pierre Chanel«. Da war von einer Insel die Rede, die hieß Futuna, lag Tausende Kilometer nördlich von Neuseeland, Tausende östlich von Australien, in der fernen Südsee, im Nirgendwo. Ich las weiter: Pierre Chanel habe die Einwohner bekehren wollen, doch Häuptling Niuliki tötete ihn. Nach seinem gewaltsamen Tod aber ließen sich die Inselbewohner taufen – im Tod des Missionars war ihnen ein Licht aufgegangen. »Christus braucht dich«, dachte ich, »das gibt meinem Leben einen Sinn. Wenn ich für Gott arbeite, brauche ich nie auf irdischen Erfolg zu schauen.«

Ich versteckte das Heft eine Woche unter meinem Kopfkissen und las in den folgenden Tagen die Geschichte immer wieder. Nach einer Woche habe ich es meiner Mutter gesagt, ein paar

Tage später meinem Pfarrer: »Wohin soll ich gehen?«, fragte ich ihn und dachte an die Südsee. Er schaute mich von oben bis unten an und sagte: »So, wie ich dich kenne, gehörs du nach Sankt Ottilien – zu den Missionsbenediktinern.«

Recht hatte er. Das Kloster im bayerischen Voralpenland war die Antwort auf mein Suchen und meine Liebe zum Gottesdienst, zur Musik und zum Leben in Gemeinschaft. Natürlich habe ich noch oft darüber nachgedacht, ob ich den Schritt wagen sollte. Aber letztlich bin ich froh, mich früh entschieden zu haben.

Heute sehe ich, dass Menschen in drastischerer Weise ihr Leben zu verändern suchen, manchmal schon mit einem esoterischen Wochenendseminar, nachdem man das ganze Leben plötzlich in Frage stellt. Kürzlich erzählte mir ein Bekannter, der Freund seiner Tochter habe nach einem esoterischen Seminar sein Leben radikal verändern wollen und aus heiterem Himmel die Beziehung zu ihr beendet. Pfingstgemeinden predigen in Südamerika die Umkehr, machen Teufelsaustreibungen und verwandeln so manchen Alkoholiker in das andere Extrem, in einen radikal tugendhaften Nichttrinker.

Ich glaube, solche Sinnangebote stürzen vor allem auf Menschen ein, die lange ohne Glaubenskompass in der Welt umherliefen, die nie irgendeinen Glauben hatten, vielleicht weil die Eltern meinten, ihr Kind solle später einmal »selbst entscheiden können«. Wie viele Kinder sitzen heute »konfessionslos« in ihren Schulklassen und wachsen bindingslos und ohne Leitbild auf? Ich glaube, unsere Welt war gesünder, als der Glaube noch selbstverständlich und nicht so verkopft war.

Glauben ist ein lebenslanges Suchen, das man mit Geduld beginnen sollte, nicht in der Gruppe beim Wochenendseminar, sondern in der Einsamkeit: Moses zog 40 Tage durch die

Wüste auf der Suche nach dem Gelobten Land, Jesus ging, »vom Geist getrieben«, 40 Tage in die Wüste, selbst Mohammed zog von Mekka nach Medina durch die Wüste. Die Wüste, das Nichts, das Zurücklassen von Bindungen und Einflüssen, die Einsamkeit, ist Voraussetzung dafür, zu sich selbst zu finden. Als die ersten Mönche die Wüste aufsuchten, wollten sie durch die Einsamkeit und das Schweigen frei werden von Sünden, um »Ruhe zu finden für die Seelen«, wie Matthäus einmal schreibt. Auch der Abt Arsenios war gewiss als kaiserlicher Hofbeamter ein geschäftiger Mann, bis er der Überlieferung nach einmal eine Stimme hörte, die sprach: »Arsenios! Zieh dich zurück! Sei still! Werde ruhig!« Die äußere Ruhe sollte innere Bewegung ermöglichen.

Auch ein gewisser Benedictus aus der Stadt Nursia, dem heutigen Norcia (200 Kilometer von Rom entfernt), suchte Herzensruhe im Rom des Jahres 495. Als er im Alter von 18, wie Papst Gregor der Große berichtet, das sicher nicht unangenehme Studentenleben in Rom hinter sich ließ und in die Einsamkeit zog, hätte niemand geglaubt, dass aus dem Mann einmal der »Patron Europas« und »Vater des Abendlandes«, der »heilige Benedikt von Nursia« werden könnte. Doch er zog los, ging ostwärts und suchte sich eine Höhle in einer Bergschlucht am Aniene beim heutigen Subiaco. Er wollte einsam sein, in harter Askese der Welt entsagen und das suchen, was ihm wirklich wichtig war – Gott.

Es war eine eigenwillige, aber nicht einzigartige Entscheidung: Es gibt immer eine Gegenbewegung, wenn sich die Welt zu sehr beschleunigt. Noch heute erinnern die Namen von Ordensgemeinschaften, die sich »Silvestriner« nennen, daran, dass sie einst »Wäldler« waren, und der der »Vallombrosaner«, dass sie es vorzogen, im schattigen Tal zu leben, abseits der sie umgebenden Welt.

Auch andere Kulturen glauben, dass höhere Erkenntnis nur der erlangen kann, der die Einsamkeit sucht. Egal, ob ich in Indien, Thailand, China oder Japan war, die Klöster und die Mönche, die ich besuchte, lebten ähnlich wie westliche Mönche, zurückgezogen von der äußeren Welt. Die Jainas ziehen sich, wenn sie ganz den Weg der Vollkommenheit beschreiten wollen, in die Wälder Nordwestindiens zurück. Dort wandern sie nackt umher und sind der äußeren Welt und ihren Ablenkungen völlig entzogen. Sie entledigen sich buchstäblich aller Dinge, um von allen Begierden innerlich und äußerlich frei zu werden.

Auch die hinduistischen Gurus sind als Wandermönche unterwegs, es sei denn, sie lassen sich nieder und gründen einen Aschram zur Aufnahme von Schülern. In Japan bauen die Zen-Mönche, die ich besonders gut kennengelernt habe, Klöster, und manches an ihrem Leben erinnerte mich an unseres. Auch sie suchen den fernen Ort, brauchen Ruhe zum Zazen, zum meditativen Sitzen. Auch sie glauben, dass erst das wesentlich andere Leben zur Mitte des Lebens führen kann.

»Sucht, dann werdet ihr finden, klopf an, dann wird euch geöffnet. Denn wer bittet, der empfängt; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet.« Dieses Wort Jesu ist kaum zu erfassen, und doch erlebe ich immer wieder seine Bestätigung in meinem Leben. So schrieb mir erst kürzlich ein bayerischer Fliesenleger, er sei, von Arbeit und Anforderungen angespannt, einige Tage in ein Kloster gegangen. Dort habe er nicht nur einen neuen Blick auf Gott und die Welt gewonnen, sondern auch auf seine Alltagsprobleme.

Das Suchen öffnet für die Welt und für Gott. Deshalb hält Benedikt in seiner Regel auch das Suchen für das wichtigste Aufnahmekriterium: »Man achte genau darauf, ob der Novize wirklich Gott sucht«, schreibt er. Darauf kommt es ihm an:

Er wollte weder Eliteklöster und nur vielversprechende junge Leute zusammenrufen, noch wollte er einen Ort für Faulenzer etablieren, die es in der normalen Welt nicht schafften. Für ihn war das einzige Kriterium die Suche nach Gott.

Diese Suche kann ein Leben lang dauern. Sagen Sie niemals nie, schließlich, so schreibt Benedikt, »(...) sind uns die Tage dieses Lebens als Frist gewährt, damit wir uns von unseren Fehlern bessern«. Diese Umkehr kann sehr spät kommen, aber es lohnt immer. So schmerzhaft es ist, die gewohnte Umgebung, andere Menschen, seinen Tageslauf loszulassen: Man wird reich beschenkt. Denn es stimmt vor allem bei der Begegnung mit Gott: Jedem Anfang – ich würde auch sagen –, jedem Neuanfang liegt ein Zauber inne, wie es Hermann Hesse geschrieben hat.

Verzichten und neu bei Gott ankern

Ich glaube, ich kann mit Ihrer Zustimmung rechnen, wenn ich den moralischen Wert einer Veranstaltung bezweifle, bei der es alljährlich in Amerika darum geht, wer die meisten Hotdogs verschlingen kann. Allerdings muss ich zugeben, dass auch ich als Kind meine Grenzen der Nahrungsmittelaufnahme auslotete. Im Internat aßen wir manches Mal um die Wette. Einmal siegte ich mit 23 Tomaten, einmal mit elf Knödeln. Aber zu meiner Entschuldigung: Ich war ein heranwachsender Jugendlicher.

Auch wenn wir Hotdog-Verschling-Wettbewerbe entrüstet von uns weisen, können auch wir doch manchmal nicht genug haben. Denn essen, trinken und leben wir nicht auch bis zum »Satt« werden? Wenn ich am Flughafen sehe, was die Leute unkontrolliert an der Bar futtern! Immer wieder

erstaunlich! Kürzlich saß einer vor mir, es war erschreckend, wie wahllos er seine Pizzen verschlang, gleich mehrere, ohne Maß und ohne besondere Auswahl.

Das Kloster ist demgegenüber ein ganz anderer Ort: Wir verzichten auf vieles freiwillig und erwarten mehr als einen vollen Magen. Als jungem Novizen war mir das nicht immer so klar, vor allem an Weihnachten, als ich mit mir haderte, gerade freiwillig darauf zu verzichten, zu Hause bei meinen Eltern und meiner Schwester zu sein, miteinander zu essen, zu spielen und zu singen. Heute verzichte ich gern auf Weihnachtstrubel und verbringe den Heiligen Abend bis zur Christmette allein. Ich verzichte und erhalte in diesen schönsten Stunden des ganzen Jahres doch viel mehr.

Das Verzichten als Wert zu erkennen, das ist die erste große Hürde, wenn man ins Kloster eintritt. Als Mönch bindet man sich an drei Gelübde, die wohl schon zu Benedikts Lebzeiten dem »normalen« Menschen schwer verständlich waren: »Beständigkeit«, »klösterlicher Lebenswandel« und »Gehorsam« heißen unsere Gelübde, ganz zu schweigen von »Keuschheit« und »Armut«, die selbstverständlich dazugehören. Klingt nicht »Gehorsam« nach Unterwerfung, Fremdbestimmung, Ende der Freiheit? Nein, ich finde, richtig verstanden und praktiziert, befreit er uns davon, selbstverliebt um uns selbst zu kreisen. Ist nicht Armut bewundernswert, aber völlig weltfremd? Nein, auch sie befreit uns von Raffgier und Hetze. In meiner Klosterjugend ging das so weit, dass wir zu allem nur »unser« sagen durften. Das änderte sich in den sechziger Jahren. Einmal lag unser früherer Erzabt Suso mit Grippe im Bett, und ich wollte ihn fragen, ob ich mit zwei Freunden einen Ausflug mit »unserem« Wagen machen dürfte – worauf er schmunzelnd sagte: »Hmm, zu allem sagen Sie jetzt ›mein‹. Nur zu meinem Wagen sagen Sie ›unser‹ Wagen!«